

Editorial

Ein Kaufhaus im Stil der Pop-Art ist Birminghams neues Wahrzeichen. Die Stadt, in der vor fast einem halben Jahrhundert das Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in einem bescheidenen Universitätsgebäude Unterschlupf gefunden hat, brüstet sich heute mit einem baulichen Spektakel, das Lust aufs Geldausgeben als solches machen soll. Wie der Gebrauchswert der Ware als »Köder« fungiert, womit »das Wesen des andern, sein Geld« (Marx, MEW 40, 547), angelockt werden soll, so das die Waren beherbergende Gehäuse: Es ist selbst ein Köder, ausgeworfen, um Käufer anzuziehen. Seine Abbildung auf dem Heftumschlag soll signalisieren, dass die Kritik der Warenästhetik mit ihrer Analyse der von der Produktion des Gebrauchswerts sich ablösenden Produktion des Gebrauchswertversprechens die Propädeutik für alle kritische, kulturwissenschaftliche Bemühung liefert.¹ Die Revolution des Kulturbegriffs, die wir den Cultural Studies verdanken – weg von der Fixierung auf »hohe Kultur«, hin zu einem Verständnis von Alltagskultur, in dem auch das Einkaufen als eine kulturelle Praxis eigener Art seinen Ort hat –, ist ihre Voraussetzung. »Die Herrschaft des Konsums, der neue Faschismus«, hieß es in zornigem Extrem bei Pasolini², während Norbert Bolz den Konsumismus als »das Immunsystem der Weltgesellschaft gegen den Virus der fanatischen Religionen«³ verklärt.

Oft fällt es schwer, keine Satire zu schreiben: Für »Freizeit, Unterhaltung, Kultur« haben Wissenschaftler der Freien Universität Chemnitz jüngst pro Person monatliche Kosten von einem Euro veranschlagt. Das »soziokulturelle Existenzminimum« eines Hartz-IV-Empfängers, das nach dem Willen des Gesetzgebers neben dem physischen Überleben ein Moment kultureller Teilhabe enthalten soll, bezifferten sie in puncto Kultur auf ein verbilligtes Jahresabonnement bei der Stadtbücherei. Dort findet sich anscheinend alles, was das kulturelle Herz begehrt – Bücher, Zeitungen und Internet. Nicht nur wird »Kultur« hier behandelt, als sei sie eine Person mit Adresse und Hausnummer, anzutreffen zu den üblichen Öffnungszeiten – sie sitzt darüber hinaus mit »Freizeit« und »Unterhaltung« am selben Tisch. Sie gilt diesen Inkarnationen des Neoliberalismus als Restposten, der übrig bleibt, wenn alles Lebenswichtige erledigt ist. Könnte man diese Herrschaften doch ein Jahr lang zur Bewährung auf Hartz IV setzen! Abgesehen davon, dass der Gang zur Stadtbücherei nicht unbedingt zu den kulturellen Praxen der meisten Empfänger dieses Hungergeldes gehört, wird dabei ignoriert, dass sich das Kulturelle nicht auf Dinge reduziert. Als gehörte zur Zubereitung der Lebensmittel oder zum Umgang mit dem Hund kein Kulturelles, kurz, als hinge unser In-der-Welt-Sein, die Art und Weise, wie wir arbeiten und leben, nicht auch von dem ab, was die kulturelle Dimension unserer Existenzweise ausmacht. Wenn seit »Bekanntwerden der Studie die Telefonleitungen des Instituts von meist

1 Wolfgang Fritz Haug, *Kritik der Warenästhetik*, um einen zweiten Teil zur Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus erweiterte Neuausgabe (edition suhrkamp, März 2009).

2 Pier Paolo Pasolini, *Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft*, Berlin 1978, 56.

3 Norbert Bolz, *Das konsumistische Manifest*, München 2002, 16.

wütenden Anrufern blockiert« werden (FAZ, 6.9.2008, 12), so zeigt das nicht, dass das Thema »emotional besetzt« ist, wie einer der Verfasser der Studie »überrascht« feststellt, sondern dass hier die Existenz eines kulturellen Kodex berührt ist, in dem definiert wird, was sich gehört, was un/gerecht oder in/akzeptabel ist. Diese Überzeugungen lassen sich die Menschen nicht nehmen. Sie sind Teil dessen, was einer der Stichwortgeber der Cultural Studies, der Historiker Edward P. Thompson, als »moralische Ökonomie« gefasst hat – ein Ensemble »fest umrissener und leidenschaftlich vertretener Vorstellungen vom Gemeinwohl«, die weder »politisch« noch »unpolitisch« sind, dennoch aber »durchgängig auf Herrschaftspraxis und Denken« einwirken.⁴ Wie jedes Produktions- und Konsummuster eine kulturelle Dimension hat, so haben es die sozialen Kämpfe. Für die Kulturwissenschaften, die in diesem Heft auf dem Prüfstand stehen, bedeutet dies eine entscheidende Herausforderung.

Als wir vor zwanzig Jahren ein Heft zur »Politik des Kulturellen« (Nr. 167/1988) vorlegten, waren Ökonomismus und Klassenreduktionismus noch gang und gäbe Denkformen, die die Herrschaftskritik des Marxismus und mithin seine analytischen Kapazitäten lähmten. Es ging um unsere Fähigkeit, »gesellschaftlich relevant zu handeln« (W.F. Haug, ebd.) – eine Fähigkeit, die jede Generation aufs Neue dem Konformismus abringen muss. Von Gramsci lernten wir, dass der Anspruch, »jede Schwankung der Politik und der Ideologie als einen unmittelbaren Ausdruck der Struktur hinzustellen«, als »primitiver Infantilismus« zu bekämpfen ist (H. 7, §24). Die Materialität der Struktur hatte ihr komplementäres Gegenstück in der Materialität der Superstrukturen, die des Ökonomischen in der des Kulturellen. Wenn die Fixierung aufs Ökonomische allein auf die Produktionsverhältnisse abhob, in denen man lebt und arbeitet – angesichts des Geredes von der Freizeitgesellschaft eine allerdings nicht gering zu achtende Tatsache –, so rückte mit dem Kulturellen das Wie des Lebens und Arbeitens in den Blick. Heute scheint dieser Lernprozess vergessen. An die Stelle des Ökonomismus, der gerne mit dem Marxismus insgesamt identifiziert wird, rückte der Kulturalismus, ein nicht weniger »primitiver Infantilismus«. Denkwürdige Paradoxie: Obwohl die Börsenkurse den Stellenwert einer die Nation im Innersten betreffenden Nachricht erlangt haben, für die die beste Sendezeit gerade gut genug ist, müssen die Kulturwissenschaften daran erinnert werden, dass ihr Gegenstand als »die andere, unablösbare Seite des Sozialen« (Lutz Musner) aufzufassen ist.

In den Kulturwissenschaften findet sich alles, »was des Wissenschaftskomenten Herz begehrt«, bemerkt Norbert Schindler, einschließlich eines »juste milieu«, das sich »bereitwillig seine Spitzen abgebrochen hat«.⁵ Manchem ist die aus den Cultural Studies überkommene Blickrichtung auf den Widerstand ein Ärgernis, das endlich überwunden werden muss. So verlangt Winfried Fluck von den Cultural Studies angesichts einer »hochgradig pluralisierten und individualisierten Gesellschaft«, den »Pluralismus zur Grundlage eines neuen, nicht widerstandsfixierten

4 Edward P. Thompson, *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie*, Frankfurt/M u.a. 1980, 70.

5 »Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik«, in: *Historische Anthropologie*, 10. Jg., 2002, Heft 2, 276-94, hier: 279.

Fachverständnisses zu machen«⁶ – statt die Frage des Widerstands im Horizont der Hegemoniefrage zu fundieren. Die Arbeiten des CCCS, insbesondere diejenigen Stuart Halls, von denen viele im *Argument* seit Beginn der 1980er Jahre auf deutsch zugänglich gemacht wurden, knüpfen nicht zufällig an Gramsci an, der wie kein anderer Lebensweise und Produktionsweise zusammengedacht hat. Seine Fordismus-Studien⁷ sind ein methodischer Leitfaden, unverzichtbar für die Kulturwissenschaften heute, die an der (Wieder)Gewinnung ihres kritischen Potenzials interessiert sind. Der Hefttitel will daher doppelt gelesen werden: Die Kulturwissenschaften fungieren hier als Subjekt und Objekt von Kritik zugleich. Es geht um Kritik an ihren entkernten Formen; aber auf dem Spiel steht ihr eigenes kritisches Potenzial. »Kulturelle Dissidenz, politisches Engagement und intellektuelle Häresie«, die Rolf Lindner dem CCCS in seiner Gründungs- und ersten Entwicklungsphase attestiert hat⁸, wären auch heute nicht die schlechtesten Ratgeber, wo es darum geht, kulturelle Handlungsfähigkeit neu zu gewinnen. Nicht zuletzt wäre die Verbindung von historischer Kenntnis, philologischem Spürsinn und einem geschärften Bewusstsein für ideologische Wendungen – drei Fähigkeiten, die Raymond Williams noch vorbildlich vereinigte – den heutigen Repräsentanten der Cultural Studies zu wünschen.

Wenn Gramsci das Sich-Herausarbeiten aus Subalternität noch an die Gewinnung eines popular-nationalen Bewusstseins, den Kampf um kulturelle Hegemonie damit zugleich an den Nationalstaat gebunden hat, sind die heutigen Lebensverhältnisse diesem Rahmen mehr und mehr entwachsen. Die hochtechnologische Produktionsweise mit ihren weltumspannenden Kommunikationstechnologien, die strukturelle Gewalt der internationalen Finanzmärkte und die internationale Arbeitsteilung, die dem Decknamen der Dienstleistungsgesellschaft zur Akkreditierung verholten hat, sind Determinanten der vermeintlich noch unverfälschten Traditionen »unserer Kultur«. Wer könnte garantieren, dass die Christstollen aus dem Vogtland weder von prekär Beschäftigten produziert werden noch gentechnisch bearbeiteten Weizen enthalten? Die neuen Klassenspaltungen, die ein internationales Prekariat hervorgebracht haben, die Kriege um Öl, Wasser und andere Ressourcen, die Völkerwanderungen aus den armen in die reicheren Länder – alles Phänomene, die den Rahmen des Nationalstaats sprengen und den Kämpfen um kulturelle Hegemonie eine neue Richtung geben.

Als »Flaschenpost für die Zukunft« hat Fredric Jameson das HKWM geehrt. Jetzt ist er selbst für seine »herausragenden Beiträge« zu den »Beziehungen zwischen Gesellschaftsformationen und kulturellen Formen« mit dem renommierten und gewichtig dotierten »Holberg International Memorial Prize« geehrt worden. Wir gratulieren unserem Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats und ständigen Mitarbeiter (siehe seinen letzten Beitrag über »Kulturrevolution« in *Argument* 271/2007). I.L./P.J.

6 Winfried Fluck, »Widerstand leisten? Wo ist der Ausgangspunkt der Kulturwissenschaft und wie umkehrbar ist die Blickrichtung?«, in: *Ästhetik & Kommunikation* 126/2004, 17-21, hier: 20f.

7 Vgl. A. Gramsci, *Amerika und Europa*, hg. v. Th. Barfuss, Hamburg 2007 (siehe die Rezension von Bernd Röttger in diesem Heft).

8 Rolf Lindner, *Die Stunde der Cultural Studies*, Wien 2000, 115.